

William Käbler

# FELSENHERZ

Der Trapper



Band 9



William Käbler

**Felsenherz der Trapper**

Band 9

**Die belagerte Hazienda**

Selbsterlebtes aus den Indianergebieten

erzählt von Kapitän William Käbler

Erstveröffentlichung

im Verlag moderner Lektüre GmbH, Berlin, 1922

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Inhalt

Erstes Kapitel - Die sechs Vaqueros	7
Zweites Kapitel - Die List des blonden Trappers	16
Drittes Kapitel - Nach der Hazienda Lago del Parral	29
Viertes Kapitel - Der kleine Nachen	37
Fünftes Kapitel - Der Reiter der Hazienda	47
Sechstes Kapitel - Der besiegte Feind	55



## Erstes Kapitel

### *Die sechs Vaqueros*

In einer dunklen, windigen Sommernacht lagerten in einer hügeligen Prärie dicht am Nordufer eines kleinen Baches, der in den nahen Rio Grande del Norte, den heutigen Grenzfluss zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, einige Meilen weiter westlich mündete, fünf Männer, die sämtlich die farbenprächtigen und fantastischen Anzüge der Vaqueros, der mexikanischen Rinderhirten, trugen.

Sie lagen auf dem Bauch um ein kleines Feuer herum, über dem ein großer Blechkessel stand, dessen dampfender Inhalt würzig nach Tee duftete. Neben den fünf sehnigen, sonnengebräunten Männern lehnten an starken Zweigen des Buschwerks, das diesen Platz umgab, ihre kurzen Büchsen. Im Hintergrund der Lichtung aber weideten sechs Pferde, denen die Vorderfüße gefesselt waren, sodass sie sich nur langsam bewegen konnten.

»Es hat wirklich keinen Zweck, den verdammten Rothäuten noch länger nachzuspüren, die unserem Herrn die hundert Rinder fortgetrieben haben«, klagte der Älteste der Männer, ein sehr großer, hagerer Mexikaner, indem er seinen Blechbecher aus dem Kessel füllte und von einer zuvor gebratenen Rehkeule ein Stück herunterschnitt. »Drei Tage suchen wir nun schon umsonst diese Gegend ab. Der letzte Regen hat alle Spuren ausgetilgt. Die Apachen - denn fraglos waren es wieder diese diebischen Schufte - sind längst über den Rio Grande hinüber. Morgen früh kehren wir um. Señor Alvaro wird wohl einsehen, dass wir unsere Schuldigkeit getan haben. Wäre der Regen nicht gekommen, hät-

ten wir die Indsmen ganz sicher abgefasst.«

»Hast recht, Benito«, meinte ein anderer Vaquero.

»Wir reiten morgen zu der Hazienda zurück. Diese Gegend hier ist ohnedies nicht recht geheuer. Die verwischte Fährte, die wir heute Nachmittag dort weiter nördlich fanden, rührt bestimmt von einem größeren Indianertrupp her. Wenn die Rothäute so sorgfältig ihre Spuren auslöschen, dann führen sie stets etwas im Schilde.«

»Du musst es ja wissen, Sancho«, sprach ein Dritter der Männer mit einer gewissen Hochachtung. »Du hast ja jahrelang als Gambusino die Gebiete der Apachen und der nördlicheren Stämme durchstreift.

Und deinen Namen *Indsmenfresser* wirst du wohl nicht ohne Grund erhalten haben.«

Sancho, ein kleiner, starkknochiger Mann mit schwarzem Bart und lebhaften, dunklen Augen, lachte grimmig und schob seinen breitrandigen Filzhut so weit ins Genick, dass seine Gefährten den kahlen blutroten Fleck auf der Mitte des sonst dicht behaarten Schädels sehen konnten.

»Dort saßen einst Haut und Haare, Amigos!«, meinte er. »Der Große Bär, der Oberhäuptling der Apachen, trägt meinen Skalp noch heute am Gürtel. Fünf Jahre sind's her, dass ich ihn verlor. War eine wilde Sache damals. Kam mit knapper Not lebend davon. Seitdem habe ich das Gambosino-Handwerk aufgegeben. Kriegen mich die Apachen nochmals, dann ist's vorbei mit dem Indsmenfresser! Doch ... reden wir nicht mehr davon!«

»Weshalb erzählst du dein damaliges Abenteuer eigentlich nicht, Sancho?«, fragte der alte Benito nun, der bei dem Besitzer der Hazienda *Lago del Parral* eine Art Vertrauensposten bekleidete.



Der Indsmenfresser machte eine abwehrende Bewegung. »Lass die alten Geschichten ruhen, Benito«, sagte er schroff und schob noch ein Stück der Rehkeule zwischen die tadellosen Zähne. »Ich werde jetzt unseren Jüngsten als Wache ablösen. Mitternacht ist nahe, und in einer so windigen Nacht schleichen zu leicht ein paar skalplüsterne Rothäute so nahe heran, dass sie uns ...«

Er schwieg plötzlich und griff nach seiner Büchse, starrte dabei scharf in das Dunkel hinein, wo sich im Hintergrund die Leiber der sechs Pferde undeutlich abzeichneten.

Benito hatte ebenso schnell und geistesgegenwärtig eine Handvoll trockener Reiser in die Glut geworfen, da auch er nun eine hohe Gestalt wahrgenommen hatte, die auf eine Büchse gelehnt neben den Pferden kaum vier Schritte entfernt stand.

Die Flammen leckten knisternd höher und beleuchteten den Fremden, der regungslos zu den Männern hinblickte und nun unvermittelt mit einer hellen, durchdringenden Stimme sagte: »Ihr würdet besser tun, das Feuer auszulöschen. Der Apachen listige Schlangenbrut windet sich unhörbar durch das rauschende Präriegras. Die Ohren und Augen eures jungen Wächters waren für diese Nacht zu ungeübt, und das Messer eines Indsman ist schneller als der Warnruf eines Vaqueros, der mit den Schrecken der Wildnis nicht vertraut ist.«

Sancho war aufgesprungen und näher an den schlanken Mann im ledernen Jagdwams herangetreten. »Heißt das etwa, dass die Apachen unserem Freund Juan ausgelöscht haben?«, fragte der Indsmenfresser hastig.

»Das heißt, dass sie es tun wollten«, erklärte der Fremde gelassen.

»Also habt Ihr es verhindert, Fremder?«

Der blondbärtige Mann, der um den Hals ein rotseidenes Tuch mit einer Koralle als Busennadel trug und in dessen Ledergürtel außer einem Messer mit Scheide noch ein Tomahawk steckte, nickte nur und wiederholte: »Löscht das Feuer aus! Dann nehmt Eure Pferde und folgt mir!«

»Wer seid Ihr denn?«, fragte der alte Benito misstrauisch, der ebenfalls aufgestanden war.

»Ein Trapper«, meinte der Blondbärtige schlicht.

»Oho!«, rief Sancho da. »Ein Trapper! Das besagt gar nichts! Es treibt sich jetzt genug weißes Gesindel in den Prärien herum, dem der Boden in den Städten zu heiß geworden ist! Fremder, wir sind keine Greenhorns, nein, im Gegenteil! Gewöhnlich ist es Sitte, dass man seinen Namen nennt, wenn man hier in der Wildnis ...«

Der Blonde hatte die Achseln gezuckt und sich umgedreht, wollte wieder in den Büschen untertauchen.

Doch Sancho, von Natur hitzig und voreilig, fasste ihn rasch beim Arm und rief: »Halt, Mann, Euer Benehmen erscheint mir verdächtig!«

Der hochgewachsene Trapper hatte halb den Kopf zurückgewandt.

»Lasst mich los«, meinte er ruhig. »Wenn ich Euch gesagt habe, dass ich Euren Freund Juan vor dem Messerstich einer Rothaut bewahrte, so hättet Ihr ...«

In demselben Moment ertönte außerhalb der Büsche in der Prärie das klägliche Heulen des Kojoten, des Präriefuchses.

Der Trapper hatte mitten im Satz seine Rede unterbrochen und schien angestrengt zu lauschen.

Die Büsche raschelten fortgesetzt im Wind, sodass schwä-

chere Geräusche anderer Art kaum zu hören waren.

Abermals heulte draußen ein Kojote.

Da war der Trapper auch schon, Sancho beiseite schleudernd, mit beiden Füßen in die Flammen gesprungen, trat das Feuer aus und rief befehlend: »Rasch mit den Pferden über den Bach hinüber und dort auf den Hügel mit den drei Buchen hinauf. Mein roter Bruder Chokariga, der Schwarze Panther, warnt uns durch die Stimme des Präriefuchses!«

Der Name Chokariga veranlasste den alten Benito zu der überstürzten Frage: »Mann ... Ihr seid Felsenherz, der Trapper, nicht wahr? ... Ihr müsst es sein! Euer Äußeres ...«

»Nehmt die Pferde!«, befahl der Blonde ärgerlich.

Das Feuer war erloschen. Nur einzelne Äste glimmten noch. Tiefes Dunkel herrschte nun auf der Lichtung. Die Vaqueros gehorchten eiligst. Im Nu hatten sie ihren Pferden die Fußfesseln abgenommen und führten sie aus dem Buschwerk heraus und durch den kaum anderthalb Meter tiefen Bach ans Südufer und weiter ein Stück durch die Prärie bis zu dem von drei alten Buchen begrünten Hügel. Ihre Augen hatten sich wieder an die Dunkelheit gewöhnt. Als Benito als Erster den Hügel erreicht und erklommen hatte, fand er hier zu seinem Erstaunen den jüngsten Vaquero Juan bereits vor.

Da ... jenseits des Baches ein gellendes Wutgebrüll, ein so durchdringendes Geheul aus zahlreichen Indianerkehlen, dass Sancho, der Indsmenfresser, Benito ganz heiser vor Erregung zuraunte: »Apachen sind's! Das Gebrüll kenne ich! Wenn euch euer Leben lieb ist, Amigos, so verhaltet euch ganz still!«

Der Vaquero Juan erklärte jetzt hastig: »Wo sind denn

Felsenherz und sein roter Freund, der Comanchenhäuptling, die mir vor einer knappen Viertelstunde das Leben retteten? Zwei Apachenspäher hatten mich bereits zu Boden gerissen, und das Messer des einen fuhr schon nach meiner Kehle, als Felsenherz die roten Schufte mit der Faust niederschlug. Er schickte mich dann über den Bach hierher und befahl mir, trockene Buchenäste zu sammeln für den Fall, dass die Apachen uns hier angreifen sollten. Da liegen schon drei Haufen für drei Feuer, deren Schein den Indsmen das Anschleichen erschweren und uns das Zielen erleichtern wird.«

Der alte Benito zeigte jetzt die meiste Entschlossenheit und Klugheit. »Verteilen wir uns hier auf der Spitze des Hügels«, sagte er. »Nur Juan mag bei den Pferden in der Mitte unter den Bäumen bleiben. Und sperrt die Augen auf, Amigos! Es geht um unsere Skalpe! Felsenherz und Chokariga werden sich schon einfinden. So berühmte Präriemänner wie die beiden lassen sich von den Apachen nicht abfassen! Da können wir ganz außer Sorge sein!«

Die fünf Vaqueros legten sich nun in nicht allzu weiten Zwischenräumen in das Gras und starrten aufmerksam in die dunkle Prärie hinab.

Das Gebrüll der Apachen war längst wieder verstummt. Nichts war mehr zu hören als das Rauschen der Buchen und das Wispern des Präriegrases.

Der ziemlich steile Hügel, der von den Vaqueros jetzt besetzt war, erhob sich etwa dreihundert Meter vom Bach entfernt aus der hier recht ebenen Grassteppe.

Sancho, der Indsmenfresser, hatte sich seinen Platz an der dem Bach zugekehrten Seite gewählt. In der Seele dieses Mannes, der viele Jahre einen unerbittlichen Vertilgungs-

krieg gegen die Apachen geführt hatte und der nun seinen alten Feinden hier wieder begegnet war, regte sich sehr bald die Angst um seine und seiner Freunde Sicherheit immer stärker. Nach kaum drei Minuten kroch er dann zu Benito hinüber und flüsterte ihm zu: »Alter Ben, es ist ein Unsinn, dass wir Felsenherz' Befehl befolgt haben! Weshalb bleiben wir auf diesem Hügel? Wir wollen schleunigst zu Pferde uns nach Süden zu davonmachen. Unsere Gäule sind ausgeruht und ...«

»Sancho!«, unterbrach der bejahrte Vaquero ihn, »ein Trapper wie Felsenherz rät nie etwas Dummes! Das solltest du dir selbst sagen! Wenn eine Flucht nach Süden möglich wäre, hätte ...« Er schwieg. Denn von der Südseite des Hügels war der scharfe Knall eines Büchenschusses herübergedrungen.

Fast gleichzeitig brüllte Juan: »Ich werde die Zweighaufen anzünden!«

Abermals ein Schuss und dann die Stimme des an der Südseite postierten Mannes. »Sie sind da! Benito ... Achtung!«

Juan hatte sein Präriefeuerzeug bereitgehalten.

Die Flammen lohten auf. Die drei Reisighaufen gaben genug Licht, um die Abhänge des Hügels übersehen zu können, die nur schwachen Graswuchs hatten.

Merkwürdigerweise erfolgte jedoch kein Angriff vonseiten der Apachen. Keine Rothaut ließ sich blicken. Sancho war an seinen Platz zurückgekehrt, versuchte nun mit den Augen das Dunkel dort unten zu durchdringen und entdeckte doch keine Spur von den gefürchteten Feinden.

»Wer weiß, worauf der Alfonso geschossen hat!«, brummte er ärgerlich. »Wir hätten fliehen sollen! Das wäre

das Richtige gewesen!«

Juan war indessen auf eine der Buchen geklettert und schlug hier mit einem Handbeil ein paar starke trockene Äste ab.

Als er nun wieder herabturnte und sich von dem untersten Ast zu Boden fallen lassen wollte, krachte in der Prärie dicht vor Sanchos Beobachtungsplatz ein Schuss.

Juans Filzhut flog ein Stück davon und fiel in eins der Feuer. Die Kugel hatte den Hut getroffen und noch des Vaqueros Kopfhaut leicht gestreift.

»Ah ... so ist's gemeint, verdammtes Gesindel!«, fluchte der Indsmenfresser, zielte kurz und feuerte auf die Stelle, wo er soeben den Schuss dort am Fuß des Hügels hatte aufblitzen sehen.

Sancho hatte nicht umsonst so viele Jahre in der Wildnis sich mit den Rothäuten herumgeschlagen.

Auf seinen Schuss hin schnellte aus dem Gras ein Apache hoch und sank dann wieder rücklings zu Boden.

»Der Fünfundvierzigste!«, brummte Sancho, und seine Augen leuchteten in unauslöschlichem Hass. »Das halbe Hundert wird diesmal noch voll werden! Dann habe ich meinen Schwur erfüllt ... endlich!«

Er lud schnell den abgeschossenen Lauf seiner Doppelbüchse und stieß die Kugel mit dem Ladestock fest.

Juan, trotz seiner erst 20 Jahre doch nicht ganz unerfahren, nahm sich den Schuss und den verbrannten Hut zur Warnung und erstieg die andere Buche von der Innenseite, sodass er von der Prärie aus nicht beschossen werden konnte. Er musste für neues Feuerungsmaterial sorgen, da die Flammen bereits bedenklich zusammensanken und die Nacht noch lang war.

Gerade als er diesen zweiten Baum glücklich erklettert hatte, knatterten aus dem Dunkel heraus einige zwanzig Schüsse, die sämtlich den armen Pferden geglolten hatten.

Die sechs Tiere, die nur mit den Zügeln zusammengebunden und nun von mehreren Kugeln getroffen waren, keilten erst wild aus, rissen sich voneinander los und jagten dann den Hügel nach verschiedenen Seiten hinab. Benito blickte ihnen beklommen nach. Ein Vaquero ohne Pferd ist nur noch ein halber Mensch. Diese Leute, von Jugend an im Sattel, von Jugend an gewohnt, kaum ein paar Schritte zu Fuß zu gehen, sind ohne ihr Pferd fast wie ein Lahmer, dem man die Krücken weggenommen hat. Kein Wunder, dass der alte Vaquero es fast bereute, so ohne Weiteres den Rat des Trappers Felsenherz befolgt zu haben, zumal die Apachen, die unten in der Prärie im hohen Gras lagen, das Davonstürmen der sechs Tiere mit einem gellenden Hohnschrei begleitet hatten.

Und weiter verging den auf dem Hügel Umzingelten die Nacht in derselben Weise unter steter Wachsamkeit und steter Sorge, dass die Rothäute jeden Augenblick einen allgemeinen Angriff wagen konnten.

Dann begann der Morgen zu grauen. Das dunkle Gewölk, das bisher den Himmel bedeckt hatte, lichtete sich gleichzeitig und mit den ersten Sonnenstrahlen spannte sich ein blauer, wolkenloser Himmel über die endlose Prärie aus, in der eine trügerische, verderbendrohende Ruhe herrschte, denn ... von den Apachen war weit und breit nichts zu bemerken. Selbst der durch Sancho erschossene Indianer war verschwunden.

Die sechs Vaqueros wussten trotzdem, dass zahlreiche Augenpaare dauernd den Hügel beobachteten und dass je-

der Buschstreifen, jeder Strauch ringsum einige der roten Feinde verbarg.

\*\*\*

## Zweites Kapitel

### *Die List des blonden Trappers*

In derselben kleinen Lichtung, wo in der verflossenen Nacht die Vaqueros gelagert hatten, saßen am Morgen acht Apachen mit unterschlagenen Beinen in einem Halbkreis um den Eingang eines ledernen Jagdzeltens herum, das für den Großen Bär, den Oberhäuptling der Apachenstämme, errichtet worden war.

Die acht Rothäute waren die ältesten und erfahrensten Leute der fünfhundert Mann starken Abteilung, mit der der Große Bär vor zwei Wochen die Dörfer der Apachen verlassen hatte, um durch einen kühnen Raubzug zu den texanischen Ansiedlungen seinen Kriegern Pulver, Blei und die am meisten begehrten Büchsen zu verschaffen.

Damals waren die westlichen Indianerstämme Nordamerikas zumeist noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die Schusswaffen, die sie besaßen, waren schlechte Stein-schlossflinten. Nur wenige hatten neuere Gewehre mit Zündhütchen, die ja weit sicherer schossen als die sogenannten *Indianerflinten*, die den Rothäuten von gewinn-süchtigen Händlern angeboten wurden.

Vor dem Zelt saß auch der Große Bär, ein riesiger, wirklich bärenstarker Indianer, dessen narbenreicher Oberleib und mit den Kriegsfarben bemaltes Gesicht ihn noch wilder und furchtbarer erscheinen ließen.



»Meine roten Brüder haben abermals erkannt«, sagte er mit unheilverkündender Ruhe, »dass Felsenherz und Chokariga wie der Wind sind, der uns durch die Finger streicht und der sich nicht fassen lässt. Droben in den Gila-Bergen sind sie uns bereits einmal entkommen. Ihre Pferde und Chokarigas Waffen mussten sie zurücklassen. Meine jungen Krieger haben ihre Fährte gesucht und hatten sie auch gefunden. Ein Bote meldete nur vor drei Tagen, gerade als wir die den Bleichgesichtern geraubte Rinderherde auf Flößen über den Rio Grande schafften, dass die beiden zu Fuß gen Westen wanderten, ihre Spuren aber stets sorgfältig verwischten. Wir haben dann schnell das für den Kriegszug gegen die Ansiedlungen nötige Fleisch gewonnen, das uns die Rinderherde bequemer gab als eine Büffeljagd, zu der uns Pulver und Blei fehlten. Hier gelang es uns, Felsenherz und Chokariga einzukreisen, nachdem noch der Fliegende Pfeil mit zweihundert Kriegern wieder zu uns gestoßen war. Wir wussten, dass der Hund von einem Comanchen und der blonde Trapper dort nördlich lagerten, und wir hatten unsere Krieger so verteilt, dass die beiden uns nicht entrinnen konnten. Wir waren hinter ihnen, als sie, durch den Schein des Lagerfeuers der sechs Vaqueros angelockt, hierher schlichen. Wir haben die Vaqueros bis zum Hügel dort drüben flüchten lassen, um Chokariga und Felsenherz desto sicherer zu fangen, denn auch der Hügel war bereits umstellt. Und trotz alledem sind sie jetzt verschwunden. Nur Felsenherz' Büchse fiel uns in die Hände.

Der Große Bär hat selbst in der Nacht den Hügel umschlichen. Dort befinden die beiden sich nicht. Meine roten Brüder, denen bereits der Schnee des Alters die Skalplocke gefärbt hat, mögen mir helfen, die Entflohenen irgendwo zu

entdecken. Der Große Bär gibt zu, dass er nicht begreift, wo sie sich verborgen halten können. Sie haben diese Büsche nicht verlassen und doch sind sie verschwunden wie die feigen Krähen, die vor dem Adler in die Wolken flüchten.«

Der älteste Krieger erklärte nun: »Der Große Bär hat nichts versäumt, um den beiden jeden Fluchtweg abzuschneiden. Selbst der Bach war oberhalb und unterhalb dieser Büsche durch zwei Ketten unserer jungen Männer abgesperrt, sodass jene selbst schwimmend und tauchend nicht fliehen konnten. Den Großen Bär trifft keine Schuld, wenn die beiden schlimmsten Feinde der Apachen abermals entwichen sind. Sie müssen sich durch die Linie unserer Krieger in der Prärie hindurchgewunden haben wie die Klaperschlange, die blitzschnell zwischen den Steinen durchschlüpft, wenn sie sich bedrängt sieht. Der Große Bär möge die ganze Umgegend sofort nach Spuren zweier Männer zu Fuß absuchen lassen. Felsenherz und Chokariga können in der Nacht ihre Fährte nur schlecht verwischt haben.«

Auch die anderen Stammesältesten gaben denselben Rat.

So geschah es denn, dass die sechs Vaqueros auf ihrem Hügel nun Zeugen wurden, wie sämtliche Apachenkrieger die ganze Umgegend bis zum Abend unermüdlich nach allen Richtungen hin durchstreiften und nach Sonnenuntergang die einzelnen Trupps teilweise aus weiter Ferne zurückkehrten und den Hügel wieder einkreisten.

»Sie haben Felsenherz und den Comanchenhäuptling gesucht«, sagte Sancho, der Indsmenfresser, zu Benito, der dicht neben ihm lag.

Der alte Vaquero schüttelte wie verwundert den Kopf. »Ich verstehe nicht, wohin sie geflüchtet sein können. Die Rothäute sind ja in solcher Zahl hier auf dem Kriegspfad,

dass sie doch fraglos uns in der Nacht schon völlig eingekreist hatten. Felsenherz muss dies gewusst haben. Daher befahl er uns auch so energisch, hier auf diesem Hügel uns zu verteidigen. Ich glaube fast, dass die beiden berühmten Westläufer irgendetwas Besonderes planen ...«

»Benito, da sprichst du ganz meine Gedanken aus«, meinte der breitschultrige Sancho eifrig. »Man hat von Felsenherz und seinem roten Freund schon so vielerlei gehört, dass man ihnen alles Mögliche zutrauen kann, selbst das, dieser Teufelsbrut von Apachen ein Schnippchen zu schlagen. Ah ... da nähert sich ja unserem Hügel ein einzelner Roter, der ohne Waffen ist und einen Zweig schwingt. Ein Unterhändler also!«

Der Apache, kein anderer als der Unterhüuptling, der Fliegende Pfeil, blieb am Fuß des Hügels stehen und rief Benito und Sancho, die sich furchtlos erhoben hatten, mit lauter Stimme zu: »Die sechs Bleichgesichter mögen uns Felsenherz und Chokariga ausliefern. Dann sollen sie freien Abzug gewährt erhalten.«

Sancho lachte grimmig: »Du erkennst mich wohl von früher her wieder, Fliegender Pfeil, so gut, wie ich dich kenne! Deine Zunge ist gespalten. Dein Mund trieft von Lügen! Ihr wisst nicht genau, ob Felsenherz und der Comanchenhüuptling sich hier befinden. Aus unserer Antwort wollt Ihr dies nun entnehmen. Unsere Antwort ist folgende: Hier befinden sich sechs Männer mit je einer Doppelbüchse und je zwei doppelläufigen Pistolen! Weiter seht Ihr selbst, dass wir den Tag über nicht untätig gewesen waren, sondern aus Buchenästen einen Verhau um die Bäume errichtet haben, der den Hügel zur Festung macht. Versucht es, diese Festung zu erobern! Das ist unsere Antwort! So spricht San-

cho, der Indsmenfresser!«

Der Fliegende Pfeil hatte den früheren Gambusino mit einem Blick tödlichen Hasses gemustert.

»Die sechs Vaqueros werden am Marterpfahl sterben!«, rief er zurück.

»Das sollte ich schon einige Male, roter Halunke!«, brüllte Sancho, dem die schnell auflodernde Wut schon wieder die ruhige Überlegung trübte. »Glaubst du, wir haben Angst vor euch, weil ihr euch da in der Prärie zu Hunderten umhertreibt? Ihr irrt euch! Felsenherz und Chokariga werden euch schon einen Denkkzettel geben! Sie sind ja frei! Und wenn du jetzt nicht sofort verschwindest, puste ich dir ein rundes Stück Blei durch dein rotes Fell.«

Der Fliegende Pfeil machte darauf schweigend kehrt und schritt zum Bach zurück, durchwatete ihn und meldete dem Oberhäuptling, dass Sancho, der alte Todfeind der Apachen, sich mit auf dem Hügel befinde und dass der einstige Goldsucher sich soeben insofern verraten habe, als er zugab, Felsenherz und Chokariga seien dort nicht mit umzingelt, sondern frei.

Der Große Bär, der wieder vor seinem Zelt saß und dumpf vor sich hin gebrütet hatte, sprang auf.

»Dann haben unsere Krieger heute wie triefägige Weiber gesucht!«, stieß er wütend hervor. »Sie hätten die Fährte finden müssen! Die beiden können nicht lautlos wie Nachteulen entflohen sein. Nur hundert Mann bleiben setzt zur Bewachung des Hügels hier! Die anderen verteilen sich in Trupps zu zwanzig und suchen weiter nach den Flüchtlingen! Wer sie fängt, ob tot oder lebendig, erhält von mir einen Beutel mit Pulver und Blei!«

Gleich darauf brach die Hauptmasse der Apachen aber-

mals zur Verfolgung auf.

»Aha!«, gab Sancho lachend von sich, der beim Licht des scheidenden Tages zusammen mit den Gefährten die sich in die Ferne zerstreuenden Reitertrupps beobachtete. »Aha, die roten Banditen beginnen die Jagd von Neuem! Viel Vergnügen! Ihr werdet jetzt genau so wenig Erfolg haben wie am Tage, selbst wenn heute Nacht der Himmel klar bleiben und der Vollmond scheinen sollte!«

Es wurde rasch dunkel. Die Vaqueros brannten vor ihrem Astverhau vier mächtige Feuer an. Dann legten sich vier von ihnen zum Schlafen nieder. Für einen Tag hatten sie noch Lebensmittel und Trinkwasser gehabt. Aber morgen würden dann für sie die furchtbaren Qualen des Hungers und des Durstes beginnen, würden sich immer mehr steigern. Was dann geschehen würde, wenn sie kraftlos und matt zu jeder Verteidigung unfähig waren, das wussten sie nur zu genau. Und doch - alle sechs waren keineswegs bedrückt oder sorgenvoll! Sie rechneten ebenso bestimmt auf Felsenherz' und des Comanchenhäuptlings Hilfe wie auf eine ruhige Nacht ohne feindlichen Angriff, da sie ja sehr wohl feststellen konnten, dass von den Apachen nur etwa hundert Krieger hier zurückgeblieben waren.

Juan und Sancho hatten beim Auslosen die erste Wache von 10 bis 1 Uhr morgens erhalten. Sie waren jeder auf eine Buche hinaufgestiegen, von wo sie die Prärie weithin übersehen konnten. Die Rothäute hatten im Kreis um den Hügel ebenfalls zahlreiche Feuer angezündet. Dieser Kranz von flackernden Flammen berührte an zwei Stellen den Bach, und zwar dort, wo jenseits des etwa zwanzig Meter breiten, an den Ufern verkrauteten und mit Wasserpflanzen teilweise dicht bedeckten Gewässers in der Buschlich-

tung vor dem Zelt des Großen Bären gleichfalls ein Feuer brannte.

Hier saßen der Oberhäuptling, der Fliegende Pfeil und die acht ältesten Krieger wieder beisammen und rauchten schweigend ihre Pfeifen. Diese stillen, fast regungslosen Rothäute, deren bemalte Gesichter der flackernde Feuerchein hin und wieder greller beleuchtete, machten in ihrer ehernen Ruhe einen fast unheimlichen Eindruck.

Dann kam ein langer Apache über den Bach und brachte ihnen zwei frisch gebratene Rehkeulen als Nachtessen.

Nachdem er das Gewässer wieder durchwatet hatte, ereignete sich an einer steilen Uferstelle dicht bei den Büschen etwas sehr Seltsames.

Ein Teil der Wasserpflanzen hob sich von der Oberfläche des Baches langsam empor, und Felsenherz' Kopf wurde sichtbar. Im Mund hielt der blonde Trapper noch das hohle, dicke Stück Schilfrohr, mit dessen Hilfe ihm wie auch Chokariga unter Wasser das Atmen ermöglicht worden war.

Die beiden Westmänner, deren Taten vom Felsengebirge im Norden bis hinab zu den Sandebenen Mexikos an allen Lagerfeuern stets neuen Stoff zur Unterhaltung gaben, hatten in der verflossenen Nacht nach einem wohlüberlegten Plan gehandelt, als sie, um wieder in den Besitz ihrer wertvollen, treuen Pferde und Chokarigas Waffen zu kommen, sogar noch Felsenherz' Büchse preisgaben und sich in der unterwaschenen Uferböschung hinter dem Vorhang von Wurzeln und herabhängenden Grashalmen verborgen. Die Apachen hatten natürlich auch hier schon in der Nacht nach ihnen gesucht.

Die beiden Freunde waren jedoch rechtzeitig unterge-

taucht, tiefer in den Bach hineingekrochen und hatten so lange unter Wasser durch die Schilfröhrchen geatmet, bis die Gefahr vorüber war und sie wieder ihr erstes Versteck aufsuchen konnten, wo sie dann unbelästigt blieben. Felsenherz hatte sich wieder hervorgewagt. Mit äußerster Vorsicht musterte er die beiden Bachufer, ahmte dann das Zirpen einer Grille nach und rief so den Comanchenhäuptling zu sich, der nun gleichfalls nur mit dem Kopf über den Schlingpflanzen aufmerksam umherspähte.

Das nächste Wachtfeuer der Apachen brannte etwa achtzig Schritte entfernt am Bachufer. Sein Schein reichte nicht bis hierher. Lautlos bewegten die beiden sich nun dem Nordufer zu, krochen auf allen vieren, Felsenherz ein Stück voraus, in die Prärie hinein und näherten sich so den in einem Tal weidenden Pferden der beiden Häuptlinge und der acht ältesten Krieger. Die Tiere standen hier von zwei jungen Apachen bewacht, während ein Dritter das Buschwerk als Posten umschritt.

Felsenherz und der Häuptling stellten zu ihrer Freude fest, dass auch ihre beiden Pferde, ein Brauner und ein Rappe, dicht neben den Indianergäulen angepflockt waren.

»Mein Bruder Harry hat wieder einmal den richtigen Weg gefunden, unser Eigentum zurückzuerlangen«, flüsterte der Comanche. »Die meisten Apachen sind, wie mein Bruder dies voraussah, auch jetzt nachts in der Prärie verteilt, um uns zu suchen. Wir werden sehr bald unsere Pferde und Büchsen wiederhaben.«

Nach kurzer leiser Zwiesprache bewegten sie sich auf die Büsche zu, wichen dem Posten, der unaufmerksam auf und ab schlenderte, aus und schoben sich Zentimeter für Zentimeter näher an das Zelt heran.

Der Große Bär sagte gerade, ohne seine Stimme irgendwie zu dämpfen, da er sich völlig sicher wähnte: »In der Hazienda Lago del Parral werden wir gute Beute machen. Der Besitzer ist reich. Die beiden Späher, die ich vorausgeschickt hatte und die nachmittags zurückgekehrt sind, meldeten, dass dort noch zehn Vaqueros verweilen, die als Verteidiger der Hazienda in Betracht kommen, außerdem das reiche Bleichgesicht Señor Alvaro und fünf Diener. Die nächste Hazienda aber ist Tagesritte entfernt, sodass wir dort leichtes Spiel haben werden und niemand dem Señor zu Hilfe kommen kann.«

Die vor dem Zelt sitzenden Apachen besprachen den Überfall nun in ihrer bedächtigen Art mit allen Einzelheiten, wobei der Große Bär noch erwähnte, dass er gar nicht daran denke, seine Krieger durch einen offenen Angriff auf den Hügel zu opfern, sondern die Vaqueros aushungern wolle, indem er hundert Mann zurücklassen würde, falls bis morgen Mittag der Trapper und der Comachenhäuptling nicht gefunden seien.

All dies hörten Felsenherz und Chokariga, der Schwarze Panther, mit an. Geduldig warteten sie, bis die zehn Apachen gegen Mitternacht sich trennten. Hier in der Lichtung blieben nur der Große Bär, der Fliegende Pfeil und die beiden ältesten Krieger zurück, die mit dem Oberhäuptling das Zelt teilten.

Das Feuer brannte immer mehr herab. Nur der Große Bär war noch im Freien geblieben. Die drei anderen schliefen bereits. Der hünenhafte, herkulische Häuptling schritt durch die Büsche dem Bachufer zu und schaute zum Hügel hinüber. Seine Gedanken waren dort drüben, wo unter den Bäumen vor dem Verhau die Feuer der Vaqueros flacker-



ten. Dort also befand sich der Gambusino Sancho, der Indsmenfresser, der Mann, den der Große Bär neben Felsenherz und dem Schwarzen Panther am meisten hasste.

Diese Todfeindschaft war gegenseitig. Als der riesige Apachenhäuptling nun an all die Krieger dachte, die des Gambusinos sichere Büchse nacheinander ausgelöscht hatte, zuckte seine Hand unwillkürlich nach dem Gürtel, der mit den Skalpen erschlagener Feinde geschmückt war. Nur ein einziger Skalp war darunter, der einem noch Lebenden, dem Gambusino, gehörte.

Dann reckte der Große Bär den muskelstrotzenden Arm zu einer drohenden Gebärde gegen den Hügel hoch.

»Ihr werdet am Marterpfahl sterben, Ihr sechs!«, sagte er halblaut. »Und auch der Hund von Comanche und der blondbärtige Jäger ...«

Da - eine Hand hatte sich leicht auf seine Schulter gelegt.

Er fuhr herum.

Das Licht des soeben aufgegangenen Mondes beschien das edle, ernste Gesicht des Trappers Felsenherz.

Der Große Bär war geistesgegenwärtig genug, sofort mit beiden Händen nach des verhassten Feindes Kehle zu greifen.

Doch dieser Abwärtsbewegung seiner Arme kam der Jagdhieb des Trappers zuvor, dessen rechte Faust den Apachen blitzschnell gegen die Herzgrube traf, während die Linke gleichzeitig fast dessen Hals umspannte.

Der halbe Aufschrei des bewusstlos Umsinkenden erstickte in einem dumpfen Gurgeln.

Felsenherz hatte den Apachen aufgefangen, legte ihn in das Gras und band ihn schnell mit den bereitgehaltenen Riemen, zwängte ihm auch einen Knebel in den Mund.

Dann schleppte er den schweren Körper mühelos seitwärts zu einem einzelnen Busch und schlüpfte zu der Lichtung zurück, wo inzwischen auch der Posten, der bisher nach der Prärie zu das Buschwerk umrundet hatte, von Chokariga überwältigt und gefesselt worden war.

Die beiden Freunde nahmen mit Bestimmtheit an, dass ihre Büchsen und des Comanchen sonstige Waffen sich im Zelt befänden. Es galt nun, auch den Unterhäuptling und die beiden alten Apachenkrieger unschädlich zu machen. Das Feuer glimmte nur noch. Das Mondlicht aber wurde durch die hohen Büsche abgeschirmt, sodass es auf der Lichtung recht dunkel war.

Felsenherz schob sich allmählich in das Zelt hinein. Die tiefen Atemzüge darin bewiesen, dass die drei fest schliefen. Und trotzdem war es ein äußerst gefährliches Unterfangen, hier in dem stockfinsternen Zeltinnern den Boden nach den Waffen abzutasten.

Der blonde Trapper befühlte behutsam jeden Gegenstand, jeden der lang ausgestreckt ruhenden Körper. Links war ein Platz für den Oberhäuptling freigelassen worden. Und hier lagen wirklich die beiden Büchsen, lagen Chokarigas Tomahawk, Jagdmesser, Pulverhorn und Kugelbeutel.

Felsenherz reichte die Waffen, nachdem er das Zelt ein Stück an der Seite aufgeschnitten hatte, seinem roten Freund hinaus.

Alles schien gut zu gehen. Doch da - ein unglücklicher Zufall wollte es, dass gerade jetzt ein Apache über den Bach gekommen war, um den bereits von Chokariga überwältigten Posten abzulösen. Als dieser Krieger den Wächter nirgends fand, drang er in die Büsche ein, erkannte sofort den Comanchen an dem langen Haar und den Adlerfe-

dern im Haarschopf, zog das Messer und sprang Chokariga von hinten lautlos an.

Doch des Comanchen feines Gehör hatte sehr wohl das leise Knacken eines unter dem flüchtigen Fuß des Feindes brechenden Astes vernommen.

Er schnellte sich zur Seite, und der ihm zuge dachte Messerstich traf nur noch das rechte Schultergelenk, lähmte aber immerhin den rechten Arm derart, dass der Schwarze Panther mit der Linken nun den neuen Angriff abwehren musste.

Der Apache, ein noch sehr junger Krieger, stieß einen schrillen Schrei aus, um seine Stammesgenossen zu alarmieren. Im selben Moment hatte Chokariga schon sein Handgelenk gepackt und versetzte ihm mit dem rechten Knie, indem er ihn zu sich heranriss, einen solchen Stoß gegen die Magengrube, dass der Apache stöhnend umsank und sich vor Schmerzen am Boden wälzte.

Felsenherz war auf den gellenden Ruf des Feindes rasch aus dem Zelt hervorgekrochen. Mit einem Blick überschaut er die Lage. Der Schwarze Panther hob soeben seine Waffen auf, wobei er sich nur des linken Armes bedienen konnte.

»Zu den Pferden«, brüllte Felsenherz und fasste nach den Zeltstangen, brachte das schwere Vorderzelt zu Fall und begrub so den Fliegenden Pfeil und die beiden alten Krieger unter der Last der faltenreichen Hirschhäute.

Dann bückte er sich, raffte seine doppelläufige Flinte auf und sprang hinter dem Comanchen drein.

Die beiden Wächter bei den Pferden im nahen Tal sahen im Mondlicht den Schwarzen Panther herbeistürmen. Sie waren nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, erkannten

gleichfalls des berühmten Häuptlings schlanke Gestalt und wenige Schritte zurück den gefürchteten Trapper. Auch dies waren noch recht junge Leute, die erst ihren ersten größeren Kriegszug mitmachten. In ihrer Brust stritt für Sekunden die Liebe zum Leben mit dem Pflichtgefühl des Kriegers. Dann spannten sie fast gleichzeitig ihre Bogen. Beide Pfeile verließen im gleichen Augenblick die Sehnen. Auf diese kurze Entfernung musste der Comanche getroffen werden. Aber er wich nur kaum merklich zur Seite aus, schwang mit der Linken, die anderen Waffen fallend, den Tomahawk.

Das nie fehlende Schlachtbeil schwirrte durch die Luft. Der eine der Apachen floh. Der andere wollte dem Wurf entgehen, duckte sich, sprang nach links. Um den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Die Schneide des Tomahawks schmetterte ihm gegen die Stirn. Er breitete die Arme aus und schlug rücklings in das Gras.

Gleich darauf saßen Felsenherz und Chokariga auf ihren Pferden, die ihre Herren mit freudigem Wiehern nach so langer Trennung begrüßt hatten.

Auch die zehn Indianergäule nahmen sie mit, sprengten nun in Karriere nach Norden zu, wo ein dünner Waldstreifen sich im Bogen bis an den Bach hinzog.

Hinter dieser Baumkulisse änderten sie die Richtung, bog nach Südwest ab und erreichten den Bach zu derselben Zeit, als ein Apachenschwarm von etwa vierzig Reitern im Mondlicht ihre Fährte aufgenommen hatte und ihnen ebenfalls in gestecktem Galopp folgte.

Die Stelle, wo die beiden Freunde nun den Bach überschritten, lag etwa tausend Meter westlich vom Hügel mit den drei Buchen. Da sich inzwischen der auf der Lichtung

von Chokariga niedergeworfene Apache soweit erholt gehabt hatte, dass er den anderen, die auf seinen schrillen Schrei hin über das Gewässer gekommen waren, mitteilen konnte, Felsenherz und der Schwarze Panther seien soeben erst nach Norden zu entweichen, war diese Kunde wie ein Lauffeuer bis zu den Wachen gedrungen, die den von den Vaqueros besetzten Hügel einkreisten.

Sancho, der Indsmenfresser, und der junge Juan beobachteten zu ihrem Erstaunen, dass die meisten Apachen in wilder Hast ihre Pferde bestiegen und dem Bache zujagten.

»Ah - da haben fraglos Felsenherz und der Comanche der Satansbrut etwas zu raten aufgegeben!«, rief Sancho lachend. »Wusst ich's doch, dass die beiden noch irgendwo in der Nähe steckten! Juan, wecke mal schnell die Übrigen. Ich muss mit Benito schleunigst beraten, ob wir diese gute Gelegenheit nicht benutzen sollen ...«

\*\*\*

### Drittes Kapitel

*Nach der Hazienda Lago del Parral*

Als der alte Benito durch den schmalen Eingang des Verhaus ins Freie gekrochen war und Sancho ihm alles Nötige erklärt hatte, sagte jener bedächtig: »Nein, Sancho, warten wir besser ab, was weiter geschieht. Zu Fuß zu fliehen ist eine missliche Sache! Bedenke, dass gegen vierhundert von den roten Halunken dort in der Ferne in der Prärie umherschwärmen. Vielleicht ...«

Er packte da plötzlich Sanchos Arm und deutete nach links. »Siehst du dort am Bachufer im trüben Mondlicht

den beweglichen dunklen Fleck? Das sind mehrere Pferde und nur zwei Reiter dabei. Das sind die beiden Retter! Amigos ... jetzt gilt es! ... Vorwärts ... kriechen wir den Hügel hinab den beiden entgegen!«

Die Aufmerksamkeit der zurückgebliebenen Wachen war nun mehr auf die Vorgänge jenseits des Baches als auf die sechs Vaqueros und den Hügel gerichtet.

Sancho voran gelangten die Vaqueros denn auch glücklich im hohen Präriegras zwischen zwei Feuer hindurch und begannen, als sie eine flache Talmulde erreicht hatten, zu laufen.

Gerade als Felsenherz und der schwarze Panther nun im Galopp auf den Hügel zusprengten, erschienen links von ihnen die sechs, die sie hatten befreien und mit Pferden versehen wollen.

Kein unnützes Wort wurde gewechselt. Die überflüssigen vier Indianergäule ließ man laufen. Dann jagte der Trupp nach Südwest weiter.

Aber auch die Verfolger hatten den Bach bereits hinter sich und gewahrten die Flüchtlinge, als diese notgedrungen die Bodensenkung, in der sie bisher entlanggeritten waren, verlassen und eine Anhöhe passieren mussten. Das wilde Kriegsgeschrei der Apachen belehrte die acht Männer, dass sie entdeckt waren. Zu allem Unheil war ihr Vorsprung sehr gering, betrug kaum fünfhundert Meter.

»Wir müssen ihnen aus Sehweite!«, brüllte Sancho, der zurückgeblückt hatte. »Das verdammte Mondlicht konnte gerade heute getrost trüber sein! Es ist ja fast taghell!«

Felsenherz auf seinem Braunen und Chokariga auf seinem nicht minder schnellfüßigen Rappen hätten allein hinter einem Hügelrücken und einem Wald die Hazienda lie-

gen musste.

»Ich denke daran, dass wir den gefährlichen Teil der Flucht vielleicht noch vor uns haben, Estevan!«, erklärte er ernst. »Wenn der Große Bär klug gehandelt hat, dann hat er die Hälfte seiner Krieger auf dem kürzesten Weg zur Hazienda vorausgeschickt und uns so einen Hinterhalt dicht vor dem Ziel legen lassen.«

»Ah!«, rief Estevan erschrocken, »da mögt Ihr wohl recht haben, Señor! Wenn dem so ist, werden auch Benito und Juan vielleicht ...«

Er schwieg.

Der Abendwind, der aus Osten herüberwehte, hatte den Reitern den schwachen Knall zweier Schüsse zugetragen.

»Das war Sanchos Büchse!«, flüsterte Estevan erregt. »Señor, wir ...«

Felsenherz war zurückgesprengt, fasste den Zügel des Rappen und jagte ohne jede Rücksicht auf den verwundeten Freund, den man schon morgens im Sattel festgebunden hatte, nach Süden zu einem ausgetrockneten Flussbett entlang.

Die drei Vaqueros folgten. Die Prärie stieg hier allmählich an. Der Graswuchs wurde dürftiger. Dafür tauchten Baumgruppen und Sträucher auf, einzelne Felspartien und weite gelbliche Kakteenfelder.

Die Abendröte verglomm immer mehr. Die Dunkelheit kam. Felsenherz war nun überzeugt, dass der Große Bär, den seine Krieger wohl sehr bald dort am fernen Bach aufgefunden und von den Fesseln befreit hatten, mit der Hauptmacht der Apachen die Hazienda längst erreicht und völlig umzingelt hatte. Er fragte daher der Vaquero Estevan, ob es hier in der Nähe nicht ein sicheres Versteck gäbe,

wo man den Häuptling zunächst zurücklassen könnte.

Estevan bejahte und deutete auf einen einzelnen zerklüfteten Berg. »Dort befindet sich eine Höhle, die sich mit vielen Nebengrotten tief ins Erdinnere hineinzieht. Ihr Eingang liegt in einer Schlucht, die schwer zugänglich ist.«

Es war bereits völlig finster, als man sich dem Berge näherte. Einige Felskolosse, die am Fuß des Berges aus der Prärie herausragten, musste man umgehen, da sie von stachligem Dornengestrüpp unwuchert waren.

Estevan, der den Führer spielte, war etwa zehn Schritte voraus. Da - mit einem Mal erhob sich ringsum das gellende Kriegsgeheul der Apachen. Vor wenigen Minuten erst hatte die Mondscheibe ihre ersten milchigen Strahlen über die stille Landschaft geworfen, die nun wie mit einem Schlag von Rothäuten wimmelte.

Schüsse knallten. Der Kreis der Apachen, die hier den Flüchtlingen einen klug berechneten Hinterhalt bereitet hatten, schloss sich enger und enger.

Felsenherz erkannte, dass er nun im Interesse seines roten Bruders nur eins tun könne; sich durchschlagen und nachher dann versuchen, ihn, der wehrlos hier in die Hände der Apachen fiel, zu befreien.

Er drückte seinem Braunen die Hacken in die Weichen, sprengte gerade auf die daherstürmende Linie der Rothäute zu.

Wieder eine unregelmäßige Salve aus den miserablen Indianerflinten, die dem Pferd des Trappers galt, um es zu töten, damit sein Herr lebend den Apachen gehörte.

Die Kugeln gingen fehl. Drei ältere Krieger sprangen Felsenherz an. Der Braune stieg vorn hoch, und der Tomahawk des blonden Hünen mähte die Angreifer hin.



Noch zwei Sätze tat der Braune.

Nun ein furchtbarer Ruck. Ein Lasso war durch die Luft geschwirrt, hatte des edlen Tieres Hals umschlungen, und der Arm des Fliegenden Pfeiles, des großen schlanken Unterhäuptlings, hatte die Schlinge mit so kräftigem Ruck gezogen, dass das Tier zitternd nach hinten einknickte.

Diesen Moment benutzte ein anderer Apache dazu, sich hinter Felsenherz auf die Kruppe des Pferdes zu schwingen und dem Trapper die Hände wie Eisenklammern um den Hals zu legen.

Doch auch diese Angreifer sollten sich verrechnet haben. Der blonde Westmann hieb dem Braunen die Hacken in die Weichen.

Das Tier schnellte vorwärts. Der Unterhäuptling, der das Ende des Lassos bereits um die Zacke eines Felsblockes gewunden hatte, brüllte vor Schmerz jäh auf. Die Schlingen des Lederriemens hatten ihm die Finger gegen den Stein gepresst, rissen ihm ganze Fetzen Haut herunter. Das Lasso glitt ab, und das halb erwürgte Tier raste das Lasso nachschleifend von dannen.

Der Rote, der hinter Felsenherz saß und ihn aus dem Sattel zu zerren versuchte, erhielt plötzlich von der nach rückwärts fahrenden rechten Faust des Trappers einen solchen Stoß ins Gesicht, dass er den Hals des weißen Feindes freigeben musste und mit eingeschlagenen Zähnen vom Pferd glitt.

Dann trennte auch schon die scharfe Messerklinge die würgenden Riemen auseinander. Keuchend holte das brave Tier Atem, raste weiter, bis nach etwa einer Viertelstunde plötzlich vor dem glücklich Entronnenen die im Mondlicht silbern schimmernde Fläche eines großen Sees auf-

tauchte.

Es war der Lago del Parral, der Parral-See, nach dem die Hazienda Señor Alvaros ihren Namen erhalten hatte.

Felsenherz wusste durch Benitos Schilderung, dass die Gebäude der Viehfarm sich auf einer Halbinsel erhoben, die sich am Westufer in den See hinein erstreckte. Ein kurzer Blick, und er hatte sich genügend orientiert. Dort links, etwa dreihundert Meter ab, leuchteten die weiß getünchten Gebäude. Aber dort, wo die Halbinsel sich mit dem Festland vereinigte, leuchteten auch zahlreiche Feuer, an denen sich dunkle Gestalten bewegten: die Wachtfeuer der Belagerer, der Apachen!

Nicht genug damit. Die Apachen mussten auch die Boote des Haziendabesitzers in ihre Gewalt bekommen haben, denn dort vor der Halbinsel schillerten bewegliche Flammen, die nur von Feuern herrühren konnten, die die Rothäute auf einer Steinunterlage in den Booten zur Bewachung der Wasserseite der Hazienda angezündet hatten.

Noch war Felsenherz von den Wächtern der Apachen nicht bemerkt worden. Er stieg schnell ab und führte seinen Braunen zum Ufer hinab in ein Gebüsch, wo er und sein Tier vorerst geborgen waren.

Hier ließ er es wohl zehn Minuten verschnaufen. Dann schnitt er aus den Büschen Zweige ab und befestigte sie am Zaumzeug des Braunen, damit der Pferdekopf bei der beabsichtigten Schwimmtour den Eindruck eines treibenden Strauches hervorriefe.

Nun nahte die Entscheidung, nun würde es sich zeigen, ob es glückte, die Wassertreppe der Baulichkeiten an der Spitze der Halbinsel zu erreichen.

Felsenherz nahm den Braunen wieder am Zügel und ge-

leitete ihn langsam in den sehr bald recht tief werdenden See hinein. Als das Tier zu schwimmen begann, schlang er sich die Zügel so um den linken Oberarm, dass der Braune ihn mit über Wasser hielt. In der Rechten hatte er die gespannte Doppelbüchse.

Vorsichtig drängte er durch kurze Schwimmstöße mit den Beinen sein Pferd in die gewünschte Richtung. Das kluge Tier schnaubte nicht. So ging es denn allmählich der Spitze der Halbinsel entgegen, zugleich aber auch immer näher an das eine Boot heran, in dem acht Apachen, durch den Feuerschein der vorn im Bug brennenden Scheite grell beleuchtet, etwa achtzig Meter vor der Wassertreppe langsam auf und ab ruderten. Die beiden anderen Boote waren so weit ab, dass der Trapper sie kaum zu fürchten brauchte.

Er lenkte den Braunen mehr nach links, um dem Boot auszuweichen.

Da war es einer der am Ufer stehenden Posten, der, auf das treibende Strauchwerk aufmerksam geworden, das Boot anrief.

Felsenherz packte seine Büchse fester. Es hatte keinen Zweck mehr, das Boot zu vermeiden und einen Umweg zu machen. Hier musste er sich mit Gewalt freie Bahn erkämpfen.

Die acht Apachen waren aufgestanden. Zwei ruderten. Die übrigen sechs hatten Flinten im Arm. Sie starrten misstrauisch zum schwimmenden Busch hinüber, sprachen erregt miteinander und spannten ihre einläufigen Gewehre.

Felsenherz, dieser seltene Mann, der in kurzer Zeit im Wilden Westen es zu so großer Berühmtheit gebracht hatte, vergoss ungerne Menschenblut. Wo es nur irgend anging, schonte er seine Feinde. Nun durfte er es nicht. Sein eigenes

Leben stand ja auf dem Spiel, dazu noch die Freiheit seines besten und einzigen Freundes, des Schwarzen Panthers.

Bisher hatte auch er sich in den grünen Zweigen mit verborgen gehalten. Nun musste er mehr Bewegungsmöglichkeit haben, tauchte aus dem schützenden Laub hervor, legte an, zielte kurz.

Zweimal drückte er ab. Zwei Schüsse dröhnten über das Wasser hin.

In dem Boot sanken zwei Apachen, durch die Stirn getroffen, halb über Bord und brachten es so sehr aus dem Gleichgewicht, dass es Wasser schöpfte und die überlebenden Rothäute nicht zum Schuss kamen. Zischend löschte das eingedrungene Wasser die lodernden Brände.

Die vier Apachen feuerten daraufhin, trafen jedoch nicht.

Felsenherz drängte den Braunen hastig noch näher an das schwankende Boot heran. Er wusste, wie stark sein Name schon allein auf die Rothäute wirkte, wie leicht sie sich verblüffen ließen.

»Hier ist Felsenherz und der Schwarze Panther!«, brüllte er. »Die Apachen mögen aus dem Boot springen oder unsere Kugeln werden sie schnell hinwegraffen!«

Mit schrillen Rufen stürzten sich drüben die sechs Krieger wirklich ins Wasser und schwammen dem nächsten Boot zu.

Felsenherz erreichte drei Minuten später die Wassertreppe.

Über ihm von der Mauer herab blitzten Schüsse auf. Sie galten dem zweiten Boot, das sich nahe herangewagt hatte.

Dann wurde die Mauerpforte geöffnet. Schnaubend und prustend arbeitete sich der Braune aus dem Wasser und fasste auf der Treppe festen Fuß.

Felsenherz und das wackere Tier verschwanden hinter der starken Balkenpforte.

\*\*\*

#### Viertes Kapitel *Der kleine Nachen*

Die Hazienda Lago del Parral war damals die am weitesten in die südlichen Indianergebiete vorgeschobene Ansiedlung. Der Besitzer Señor Alvaro, ein geborener Spanier von außergewöhnlicher Energie und Umsicht, hatte den riesigen Landkomplex vor sechs Jahren für einen Spottpreis von der texanischen Regierung erworben. Es war von ihm ein Wagnis ohnegleichen gewesen, hier mitten in den Prärien, die mit zu den Jadgefilen der nordwestlich wohnenden Apachen und der im Norden ansässigen Comanchen gehörten, eine Hazienda zu gründen. Er hatte jedoch insofern Glück gehabt, als die Rothäute nur selten in größerer Zahl so weit nach Süden ihre Streifzüge ausdehnten, da es für sie hier nichts gab, was ihre Habgier hätte reizen können. So war es ihm denn möglich gewesen, mithilfe seiner Vaqueros ungestört auf der Halbinsel einen festungsartigen Gebäudekomplex zu errichten, der nach der Fertigstellung von einer Indianerhorde kaum zu erobern war.

Um die drei Gebäude - Wohnhaus und zwei Ställe - zog sich eine fünf Meter hohe Steinmauer herum, die außerordentlich stark und auf der Innenseite mit einem breiten Vorsprung derart versehen war, dass dieser es den Männern ermöglichte, auch über die Mauerkrone hinwegzufeuern. Die Tore waren außen mit Eisenblech beschlagen und

ebenso hoch wie die Mauer, trugen ebenfalls noch spitze, lange, nach außen gebogene Eisenzacken, die ein Erklettern sehr erschwerten. Kurz: Señor Alvaro hatte nichts versäumt, seine Besitzung gegen jeden Überfall zu sichern.

In den sechs Jahren seit Gründung dieser ausgedehnten Viehfarm waren nur zweimal kleinere Apachenabteilungen in friedlicher Absicht in der Nähe der Hazienda erschienen und hatten um Überlassung von Pulver und Blei gebeten. Señor Alvaro war aus Klugheit ihren Wünschen nicht abgeneigt gewesen, wenn er auch nicht gerade das beste Pulver ihnen überließ. Andererseits hatte er sie aber, um ihnen einen Begriff von der Verteidigungsmöglichkeit seiner Besitzung zu geben, einen Blick in die Waffenkammer tun lassen, wo in Gestellen etwa vierzig Gewehre aller Art standen.

Gerade diese Büchsen und Karabiner waren es dann, die den Oberhäuptling der Apachen zu dem Raubzug gegen die Hazienda bestimmt hatten.

Als Felsenherz nun den im hellen Mondschein daliegenden Hof der Hazienda betrat, streckten ihm Benito und Juan erfreut die Hände entgegen.

»Caramba!«, meinte der alte Vaquero, »da seid Ihr mit knapper Not den roten Schuften entschlüpft, Señor Felsenherz! Willkommen hier in unserer Festung! Unser Herr hat sich vor zwei Stunden zum Schlafen niedergelegt, sonst hätte er Euch hier begrüßt. Wir, der Juan und ich, sind von den Apachen ebenfalls wie toll gehetzt worden. Die Bande war bereits in der Nähe der Hazienda angelangt, hat sich also offenbar gar nicht um unsere Fährten gekümmert, sondern ist in der Annahme, dass auch Ihr, Señor, und Chokariga hierher eilen würdet, auf dem kürzesten Weg bis zum

Lago del Parral geritten.«

Im Laufe des Gesprächs erfuhr Felsenherz dann auch, dass Sancho, der Gambusino, nicht auf der Hazienda eingetroffen, also den Apachen in die Hände gefallen war.

Dasselbe musste man von dem Schwarzen Panther und den drei Vaqueros mit aller Bestimmtheit vermuten.

Als der Trapper den alten Benito fragte, ob in der Hazienda genügend Leute zu einer erfolgreichen Verteidigung vorhanden seien, erwiderte der Vaquero mit recht bedenklicher Miene: »Mit Euch sind wir jetzt neun Männer und fünf Frauen, die ebenfalls mit einer Büchse umzugehen verstehen. Die Anzahl genügt also, zumal wir über reichlich Schusswaffen und Munition verfügen. Nur - mit dem Proviant sieht es schlecht aus, Señor, sehr schlecht! Für unseren Herrn kam das Auftauchen der ersten Apachenspäher, die zum Glück sofort bemerkt wurden, so überraschend, dass wir nur zwei Rinder hier im Hof haben, die geschlachtet werden können. Señor Alvaro hatte vor etwa zwei Wochen unseren Majordomo mit zwei Lastwagen und drei Vaqueros zum zwölf Tagesreisen nach Süden zu gelegenen Städtchen San Antonio geschickt, damit Wispara - das ist der Majordomo - dort Reis und andere Hülsenfrüchte sowie verschiedenes Andere einkaufe. Man kann etwa übermorgen mit Wisparas Rückkehr rechnen. Aber die Wagen werden jetzt natürlich von den Apachen aufgehalten werden und sind für uns verloren. Wie gesagt: Acht bis zehn Tage werden wir hier keinen Mangel leiden! Dann jedoch ...« Benito machte eine Handbewegung, als wollte er sich den Hals durchschneiden. »... dann jedoch beginnen für uns die Schrecken der Belagerung, der Hunger!«

Während dieser Unterhaltung standen Felsenherz, Benito

und Juan mitten in dem ein langgestrecktes Viereck bildenden Hof. Das Mondlicht ließ hier alle Einzelheiten erkennen. Auf dem Mauervorsprung schritten vier Vaqueros als Wachen auf und ab und beobachteten den See und die Landseite. Ein Fünfter war auf dem flachen Dach des Wohnhauses postiert, von wo er mithilfe eines Fernrohres eine sehr weite Fernsicht hatte. An der Mauer lehnten überall in kurzen Abständen geladene Büchsen und Karabiner, während in den nach innen zu sich stark erweiternden Schießscharten der dicken Mauer doppelläufige Pistolen griffbereit lagen. Die Karabiner waren sogar mit Bajonetten versehen und konnten somit auch als Stoßwaffen benutzt werden.

Der alte Benito bemerkte, dass der erfahrene Trapper die Verteidigungsmaßregeln mit ernsten Blicken prüfte.

»Seid Ihr mit alledem zufrieden, Señor Felsenherz?«, fragte er gespannt.

Der blonde Hüne nickte. »Das wohl, Benito! Aber was will dieses Waffenarsenal gegenüber fünfhundert blutgierigen Rothäuten besagen? Ein einziger Angriff, der zugleich von der Land- und von der Wasserseite erfolgt, bringt zumindest den Hof und die Stallungen in den Besitz der Apachen, wenn diese auch dabei arge Verluste haben mögen. Wir müssten uns dann in das Wohnhaus zurückziehen, und das eignet sich mit seinen vielen ungeschützten Fenstern keineswegs zur Verteidigung.«

»Siehst du Juan!«, rief Benito leise, »dasselbe habe auch ich schon Señor Alvaro vorgehalten! Er aber glaubte mir nicht. Er rechnet damit, dass die Apachen größere Verluste scheuen und nicht offen angreifen werden!«

»Nun - zunächst werden sie es auch kaum tun«, meinte



Felsenherz beruhigend. »Juan, bring bitte meinen Bräunen irgendwo unter. An den Stall ist er nicht gewöhnt. Bindet ihn draußen an.«

Juan entfernte sich mit dem braven Pferd, das seinen Herrn schon so manches Mal durch seine Schnelligkeit und Ausdauer gerettet hatte.

Benito und Felsenherz waren nun allein. »Hört, Benito«, meinte der Trapper sehr ernst, »ich habe nur vor Juan so getan, als wäre ich fürs Erste um unser aller Sicherheit nicht allzu besorgt. In Wahrheit denk ich anders. Der Große Bär schont seine Krieger nicht, wenn es gilt, gerade mich in seine Gewalt zu bekommen. Ich nutze Euch hier also nicht nur, sondern schade Euch insofern, als ich für den Oberhäuptling der Ansporn sein werde, recht bald sich der Hazienda zu bemächtigen. Er weiß ja, dass ich hier bin ...« Felsenherz blickte zum Nachthimmel empor, wo gerade ein dünner Wolkenfetzen den Vollmond etwas verhüllte. »In einer Stunde bekommen wir Regen und Finsternis, Benito«, fügte er sinnend hinzu, indem er sich leicht auf seine lange Doppelbüchse lehnte. »Habt Ihr auch Regen und Dunkelheit bei Euren Verteidigungsmaßnahmen berücksichtigt? Gewiss - ich sehe da über der Mauer an eisernen Bügeln Eisenkörbe, gefüllt mit Holz, hängen. Ein starker Regen wird diese Beleuchtung aber schnell wieder auslöschen.« Benito zeigte auf den Nächsten der Eisenkörbe. »Da stehen doch große Blechkannen auf dem Mauervorsprung, Señor Felsenherz. Petroleum ist darin - Petroleum aus der Erdölquelle, die wir vor einem halben Jahr dort drüben bei der Suche nach Trinkwasser anbohrten. Mit dem Petroleum ist das Brennholz in den Körben getränkt. Daher dürfte es kaum so rasch durch einen Regenguss, wenn es erst mal brennt,

wieder ausgehen, zumal wir in der Lage sind, stets frisches Petroleum in die Körbe zu gießen.«

Felsenherz nickte abermals nachdenklich. »Wo liegt die Petroleumquelle?«, meinte er dann lebhaft. »Sprudelt sie dauernd hervor? Und wohin fließt das Erdöl, das nicht aufgefangen wird?«

»Die Quelle liegt dort nach Nordwest zu zwischen Dornendickicht. Die Entfernung bis dahin beträgt kaum zweihundert Meter. Der Strahl der Quelle ist von uns durch ein Balkendach und durch Holzrinnen so geleitet worden, dass das Erdöl sich in ein felsiges Tal unweit des Nordufers des Sees ergießt. Das Tal ist bereits so weit gefüllt, dass wir den Südrand durch eine Mauer und einen Damm haben erhöhen müssen.«

Felsenherz stand wie eine Statue regungslos da und hielt den Kopf wie gedankenschwer tief gesenkt.

Benito blickte ihn forschend an und hob dann die Augen zum nächtlichen Firmament empor, wo schon wieder eine leichte Wolke als Vorläuferin einer schwarzen, den ganzen westlichen Horizont bedeckenden Wand den Mond verhüllte. Über diese finstere Wolkenmasse lief ein fahler Schein - Wetterleuchten - hin, und gleichzeitig vernahm der alte Vaquero auch ein fernes, dumpfes Grollen als zweites Anzeichen eines nahenden Gewitters.

In demselben Moment ertönte die Stimme eines der beiden Vaqueros, die die Landseite bewachten.

»Es naht ein Roter, der einen grünen Zweig schwingt.«

»Ah - ein Unterhändler«, meinte Benito nicht ohne ernste Sorge im Ton seiner Stimme. »Dort zieht ein Gewitter auf, Señor Felsenherz. Und dieses ist hier ja stets von einem längeren oder kürzeren Wolkenbruch begleitet, der allerdings

die Leuchtkraft der Petroleumkörbe ...«

»Empfangen wir zunächst mal den Apachen«, unterbrach der Trapper ihn. »Ich ahne, welche Botschaft er bringt ...«

Das große Tor wurde ein wenig geöffnet und der Apache, kein anderer als der Fliegende Pfeil, der Unterhäuptling, eingelassen.

Inzwischen war auch Señor Alvaro, ein kleiner, magerer, schwarzbärtiger Herr, geholt worden, der den Trapper etwas von oben herab begrüßt hatte, da er für dessen Berühmtheit als Westmann wenig Verständnis besaß.

Der Fliegende Pfeil trat sehr selbstbewusst auf.

»Das Bleichgesicht«, sagte er zu Alvaro, »wird uns sofort den blonden Jäger ausliefern.« Dabei deutete er auf Felsenherz, der bescheiden als stiller Beobachter abseits stand. »Außerdem verlangt der Große Bär dreißig Gewehre, drei Fässchen Pulver und so viel Blei, wie ein Mann wiegt. Gehorcht du nicht, dann werden die Apachen, sobald das Gewitter heraufgezogen ist, die Hazienda stürmen.«

Señor Alvaro war durchaus kein Feigling. Als Spanier von edler Abkunft besaß er sogar neben hervorragendem Mut jenen Stolz, der ihm auch jetzt zornsprühend antworten ließ.

»Felsenherz ist mein Gast, elender roter Halunke! Ein Spanier liefert keinen Gast aus! Scher dich zum Teufel, Bursche! Holt euch doch die dreißig Gewehre! Auch Blei sollt ihr haben - aber Blei in euer rotes Fell hinein und in eure diebischen Schädel!«

Der Fliegende Pfeil lächelte höhnisch. »Das Bleichgesicht wird in zwei Stunden um sein Leben winseln!«, sagte er nur, wandte sich um und verließ den Hof der Hazienda.

Kaum war er hinaus, als schon aus der schwarzen Wetter-

wolke der erste Blitz aufzuckte.

Der Mond hatte sich ebenfalls hinter Gewölk versteckt. Die Vaqueros zündeten ganz von selbst das Holz in den Eisenkörben an, das auch infolge der Durchtränkung mit Erdöl sogleich hoch aufloderte und sowohl den Hof als auch den See und die Ufer weithin in ein rötliches Licht tauchte.

»Nun - ist die Beleuchtung nicht vorzüglich?«, meinte Alvaro stolz zu Felsenherz.

»Jetzt noch genügt sie«, erklärte der blonde Trapper bedächtig. »Ein wolkenbruchartiger Regen aber wird einen Teil der Körbe fraglos ersticken und dann werden fünfhundert Apachen den Sturm beginnen, Señor!«

Das klang so ernst und so warnend, dass Alvaro in Gedanken an seine Frau und seine beiden erwachsenen Töchter, die im Wohnhaus ahnungslos schlummerten, etwas erbleichte.

»Ihr haltet unsere Lage für bedrohlich?«, fragte er Felsenherz dann hastig.

»Ja, Señor. Immerhin will ich versuchen, die Hazienda zu retten«, erklärte der Trapper in seiner kurz angebundenen Art. »Mag Benito mir ein kleines Fässchen Pulver herschaffen und eine Zündschnur - aber schnell! Dort an der Wasserpforte liegt noch innerhalb der Mauer ein kleiner Nachen. Lasst ihn sofort zu Wasser bringen. Ich werde die Hazienda verlassen - über den See!«

»Was habt Ihr denn vor, Felsenherz?«, forschte Señor Alvaro zweifelnd nach. »Retten wollt Ihr die Hazienda? Ihr als Einzelner - mit einem Fässchen Pulver?«

»Eilt - holt das Pulver!«, sagte der Trapper zu Benito. Und zu Alvaro: »Señor, ich mache nie viel Worte. Wartet ab! Ihr

werdet sehr bald nur noch die Landseite zu verteidigen haben. Und das wird Euch gelingen, hoffe ich.«

Alvaro schwieg. Die ganze, so selbstbewusste ruhige Art des Trappers flößte ihm Vertrauen ein.

Als der kleine Nachen über die Wassertreppe hinweg ins Wasser gebracht wurde, ruderten sofort zwei der mit Apachen besetzten Boote herbei, wurden jedoch durch Schüsse ferngehalten.

Felsenherz bestieg den Nachen. Seine Büchse hatte er Benito in Verwahrung gegeben. Das Füßchen Pulver, um das er einen langen Strick gebunden hatte, lag vorn in dem winzigen Kahn. Die Zündschnur hatte er unter den Hut geschoben, den er sich ganz fest auf den Kopf drückte.

Nun griff er zu den beiden Rudern und trieb den Nachen mit mächtigen Schlägen zum Ostufer hin. Der Kahn schoss nur so durch das Wasser, und das eine Boot der Apachen hatte alle Mühe, dem Insassen den Weg abzuschneiden.

Da - ganz plötzlich änderte Felsenherz die Richtung, so, als ob er eingesehen hätte, nach Osten nicht durchbrechen zu können.

Er hielt auf das Nordufer zu. Doch auch hier lag bereits das zweite Boot als gefährliches Hindernis. Schüsse blitzten aus diesem Boot auf.

In den Knall der Indianerbüchsen mischte sich der laute Donner der Batterien des Himmels, des Gewitters, das immer näher kam.

Mit atemloser Spannung verfolgten Alvaro und Benito, über die Mauer hinwegspähend, die Vorgänge auf dem See.

Felsenherz schien verloren, da die drei Boote ihn bereits eingekreist hatten.

Aber dort auf dem See, wohin der Feuerschein der Eisenkörbe nicht mehr reichte, wurde es nun auch von Sekunde zu Sekunde dunkler.

Felsenherz hatte abermals die Richtung gewechselt und schien zu der gut 150 Meter entfernten Wasserpforte zurückrudern zu wollen, nachdem er sich dem Nordufer bereits bis auf dreißig Schritte genähert hatte. Doch an diesem Ufer waren schon zahlreiche Apachen zu Pferde erschienen.

Er musste umkehren - musste! So glaubten die Rothäute. So glaubten Benito und Alvaro.

Ohne Unterlass feuerten die Apachen aus den drei immer näher rückenden Booten auf den einzelnen Mann im Nachen.

Plötzlich schnellte Felsenherz von der Ruderbank empor, breitete die Arme aus und fiel nach rückwärts ins Wasser, wobei der Nachen umkippte und nun kieloben weitertrieb.

Die Rothäute in den Booten hatten unterdessen Fackeln angezündet. Als der Trapper, offenbar tödlich getroffen, versank, stießen sie ein wildes Geschrei aus.

»Der Verwegene hat sein Leben umsonst geopfert!«, sagte Señor Alvaro traurig zu Benito. »Vorwärts - rüsten wir uns zur Verteidigung! Denn Felsenherz wird wohl recht haben: Die Apachen werden im Gewitterregen einen Sturm versuchen!«

\*\*\*

## Fünftes Kapitel

### *Der Reiter der Hazienda*

Die drei Boote der Apachen wurden durch Befehle, die ihnen der Große Bär vom Ufer zurief, wieder näher an die Halbinsel geschickt und kümmerten sich um den umgeschlagenen Nachen nicht weiter, der langsam, von niemand beachtet, dem Nordufer zutrieb, wo die berittenen Krieger längst wieder verschwunden waren.

Hier am nördlichen Ufer reichten die Büsche und einzelne Felsen bis dicht an das Wasser heran. Der Nachen stieß auf den Ufersand, lag still.

Doch nur ein paar Minuten blieb der kleine Kahn so regungslos. Dann wurde er vorsichtig gelüftet, und in dem hier herrschenden Dunkel konnte man nun eine Gestalt undeutlich erkennen, die sich lautlos in die Büsche schob und hinter sich an einem Strick das Fässchen Pulver nachzog.

Es war Felsenherz, der kühne, listige Trapper, dessen Vorhaben bisher ganz nach Wunsch geglückt war.

Nachdem er sich überzeugt hatte, dass sich hier keine Feinde befanden, nahm er das Fässchen Pulver auf und schlich tief gebückt die Uferböschung höher hinauf.

Über ihm durchzuckten wie feurige Schlangen häufige Blitze das tiefschwarze Firmament. Jedem Blitz folgte ein ohrbetäubender Donnerschlag. Noch regnete es nicht. Aber die völlige Windstille deutete auf das baldige Losbrechen einer wahren Sintflut hin.

Felsenherz beeilte sich, den Ort zu finden, den er sich als Ziel bestimmt hatte. Dieses Ziel war jenes Tal hier nahe am Seeufer, wo das Erdöl angesammelt und durch Mauer und Damm aufgestaut worden war.

Leider verstrichen gut fünf Minuten, bevor er, hauptsächlich durch den scharfen Petroleumgeruch geleitet, das Tal entdeckt hatte, das etwa fünfzig Meter vom Rand der Uferböschung entfernt lag. Es zog sich nach Norden zu hin und war bedeutend höher als der See gelegen. Der Staudamm aber befand sich auf der Südseite des Tales, so wie Benito dies angegeben hatte.

Gerade als der junge Trapper nun den Damm untersuchte, begann der Regen mit voller Gewalt herabzustürzen.

Und - kaum hatte dieser Wolkenbruch eingesetzt, als auch schon von der Halbinsel die ersten Schüsse erklangen, dem ein wildes Gebrüll der angreifenden Apachen folgte. Felsenherz grub schon mithilfe seines Jagdmessers in den Damm ein tiefes Loch, schob dann das Fässchen Pulver hinein, das bis an die Mauer reichte, die der Trapper so freigelegt hatte.

Sein Tomahawk schlug den Deckel in Stücke. Das Pulver rieselte heraus. Kein Regentropfen traf bis in diese Aushöhlung des Staudammes hinein.

Bald sprühte auch die Zündschnur auf, von der Felsenherz nur ein kaum handlanges Stück benutzte. Er wusste, dass dieses Stück in fünf Minuten verbrannt sein würde. Dann musste das Pulver explodieren, dann ...

Da - wie er so vor dem Loch noch kniete und die Zündschnur zurechtlegte, da fühlte er sich plötzlich von hinten gepackt, wurde niedergerissen. Nicht weniger als acht Apachen, eine Streifwache, die der Große Bär um den See geschickt hatte, rangen den bärenstarken Mann nieder, hingen an ihm wie die Meute Hunde, die einen Keiler gefasst hat und sich an ihm festbeißt.

Ein furchtbares Ringen entstand. Der Trapper wehrte sich



mit verzweifelter Kraft. Dieses wirre Knäuel von menschlichen Leibern, in steter Bewegung gehalten durch die ungeheure Stärke des weißen Mannes und seine körperliche Gewandtheit, diese Lawine von keuchenden, ringenden Körpern glitt den Damm abwärts und kollerte fast bis zur Uferböschung hin.

Lebend wollten die Apachen ihren Feind haben, lebend wollten sie ihn vor ihren Häuptling schleppen. Ruhm wollten sie ernten für die Überwältigung des gefürchteten Gegners, Ruhm und die Belohnung, die ihnen sicher war, wenn es ihnen gelang, Felsenherz gesund an den Marterpfahl zu bringen, der drüben im Lager bereits für Chokariga, den Schwarzen Panther und für die Vaqueros errichtet worden war.

Doch der Trapper machte es ihnen wahrlich nicht leicht, ihn auch nur einen Moment festzuhalten, damit man ihm die Schlingen um Füße und Hände werfen könne. Nein, noch nie hatte er so nachdrücklich von seiner Riesenkraft Gebrauch gemacht. Bald schleuderte er gleichzeitig dreier Rothäute von sich, teilte mit der Faust blitzschnelle Hiebe aus.

Dann rutschte das Knäuel hasserfüllter Leiber abermals tiefer.

Und Felsenherz schlug so unglücklich mit dem Hinterkopf auf einen Stein, dass er für Sekunden kraftlos dalag.

Ein förmliches Bündel von Blitzen erhellte trotz des Regengusses die Umgebung. Der Trapper sah über sich die verzerrten Gesichter dreier Apachen, spürte die Riemen, die seine Handgelenke zu umschnüren begannen.

Da war er bereits wieder Herr seiner Sinne, riss die Arme empor.

Ein neuer Blitz.

Eine um seinen Hals gelegte Lassoschlinge wurde nun mit einem Ruck zugezogen, während er sich umsonst bemühte, die Hände wieder freizubekommen.

Er sah sich verloren. Vier Apachen knieten auf seiner Brust, drückten ihm fast die Rippen ein.

Und flogen mit einem Mal wie weggefegt ins Weite, in den See.

Das Pulverfass war explodiert. Die Kraft des Luftstoßes der Explosion schleuderte die vier von ihrem Opfer über die Böschung in das aufklatschende Wasser. Dieselbe Kraft zerriss auch Damm und Mauer des Erdölbeckens, schuf dem Petroleum einen freien Ausweg nach dem See zu.

Felsenherz war aufgesprungen, war mit drei Sätzen in den nächsten Büschen, warf die Lederriemen ab.

Eine hohe Woge des freigewordenen Erdöls wälzte sich abwärts, wälzte sich in den See. Dicht an dem Trapper vorüber schoss das so leicht brennbare Gemenge wie ein Wasserfall.

Der alte Vaquero, der die Seeseite der Mauer verteidigen half, hatte soeben mit einem Bajonettstoß abermals einen Apachen von der Mauer heruntergeholt.

Von den achtzehn Eisenkörben brannten nur noch fünf.

Dreimal hatte man den Ansturm der Apachen abgeschlagen. Alle Büchsen und Karabiner waren bereits abgefeuert. Zum Laden war keine Zeit. Man konnte die Rothäute nur noch mit den Bajonetten abwehren.

Da - wieder erlosch bei dem starken Regen einer der Körbe.

Schon schwangen sich drei, vier der blutgierigen Feinde an der Landseite über das Eingangstor.

»Ins Wohnhaus hinein!«, rief Señor Alvaro, der bereits alles verloren gab.

Plötzlich jedoch verstummte mit einem Schlag das wilde Kriegsgeschrei der Angreifer.

Ein seltsames Licht zuckte dort im Norden auf -eine ungeheure Flamme, die blitzschnell wie ein lebendes Wesen weiter hinab zum See lief, sich auch dort auf dem Wasser ausbreitete.

Felsenherz hatte das Erdölbecken angezündet, hatte so im letzten Augenblick den Verteidigern Hilfe gebracht.

Die Apachen stutzten.

Turmhoch schlugen die Flammen, tanzten über den See hin.

Taghell war es geworden. Und immer weiter kroch das Feuer über den See - immer weiter, verscheuchte die Boote, die eilig dem Südufer zuruderten, um dieser flackernden Glut zu entgehen.

Ungeheure Qualmassen sammelten sich an. Der Wind drückte die erstickenden Dämpfe zur Erde nieder. Sie hüllten die Hazienda ein, drangen weiter an Land, vertrieben auch hier die Apachen.

Señor Alvaro und die seinen mussten in das Wohnhaus flüchten, wenn sie nicht ersticken wollten. Der Vaquero Juan vergaß des Trappers Braunen nicht, nahm ihn mit in das Haus.

Bald bildete der See nur noch ein einziges Feuermeer. Die Hitze drang schnell in die oberen Luftschichten, glich die elektrische Spannung aus und brachte das Gewitter zum Schweigen, erzeugte eine andere Naturerscheinung, die man nach Präriebränden im Südwesten Nordamerikas sehr häufig beobachten kann: Wirbelstürme, Tornados, von de-

ren verheerender Gewalt man sich in Europa keine Vorstellung machen kann.

Bevor diese Tornados einsetzten, hatte der Wind etwas nach Süden gedreht und jagte nun Qualm und Hitze nur noch teilweise über die Hazienda hinweg.

Als die Flammen des Erdölbeckens zuerst wie feurige Zungen zum schwarzen Nachthimmel emporleckten, als urplötzlich die Finsternis, dieser beste Verbündete der Angreifer, sich in eine unheimliche, gelbrote Helle verwandelte, hatte der Große Bär gerade die 200 Mann starke Abteilung des Unterhäuptlings, die bisher nach Osten zu die anderen Apachen gegen etwa unerwartet auftauchende texanische Kavallerie sicherte, herangezogen und einen neuen allgemeinen Angriff befohlen. Dieser letzte Sturm, der unweigerlich die Hazienda in Besitz der Rothäute gebracht hätte, unterblieb nun.

Von panischem Schrecken erfasst, flüchteten die gesamten Apachen nach Westen auf ihr Zeltlager zu, das sich in einem vierhundert Meter entfernten weiten Tal befand.

Umsonst bemühten sich der Große Bär, der Fliegende Pfeil und andere Unterhäuptlinge, die Masse ihrer Krieger zum Stehen zu bringen. Den Apachen war das Petroleum etwas völlig Unbekanntes. Sie konnten sich die Entstehung dieses Feuermeers, das sich blitzschnell selbst über den See hinzog, nicht erklären. Unaufhaltsam stürmten sie weiter. Dann spürten sie noch die erstickenden Dünste des brennenden Erdöls, die der Gewittersturm als schrecklichsten Verfolger hinter ihnen drein hetzte. Die allgemeine Flucht wurde zur Panik. Noch nie war eine so zahlreiche Indianerhorde in sinnloser Angst davongerast, noch nie hatte der Große Bär es erlebt, dass seine Krieger die Waffen wegwar-

fen, nur um ungehinderter die jenseits des Lagers weidenden Pferde erreichen zu können.

Diese wurden auf einem besonders grasreichen Teil der Prärie von dreißig Apachen bewacht. Gegen 530 Mustangs waren hier beisammen.

Als dort im Osten die Flammen hochschossen, als die unheimliche Helle selbst bis hierher drang, als dann die ersten Qualmschwaden, diese scharf riechenden Dünste den Tieren die Nasen füllten, wurde auch die nun dicht gedrängt mit hockgerekten Köpfen dastehende Masse der Mustangs unruhig. Die Wächter, die wohl eine plötzliche Flucht der Pferde befürchten mochten, umkreisten sie dauernd, hatten kein Auge für das, was in ihrer Nähe vorging. Abseits von den Mustangs waren die Tiere der drei gefangenen Vaqueros, ebenso das des Gambusino Sancho und der Rappe Chokarigas angepflockt worden.

Mit einem Mal erhob sich unmittelbar vor diesen fünf Pferden eine schlanke Gestalt, griff nach den Zügeln der Pferde und schwang sich auf den Rappen des Schwarzen Panthers.

Felsenherz war es, der nun in gestrecktem Galopp mit den Tieren dem Indianerlager zusprengte. Seine Brust rang nach Atem. Hatte er doch vom Seeufer an bis hierher in schnellstem Lauf die ganze Entfernung zurückgelegt.

Einzelne Trupps der flüchtenden Apachen kamen ihm entgegen. Niemand hielt ihn auf, niemand ließ sich die Zeit, mit dem gefürchteten Trapper gerade jetzt anzubinden, wo die Qualmwolken immer dichter und dichter wurden.

Der Rappe des Comanchenhäuptlings und die übrigen vier Pferde gehorchten nur widerwillig, drängten zur Seite.

Ihr Instinkt sagte ihnen, dass sie dem Verderben in die Arme getrieben wurden.

Felsenherz zwang sie zum Gehorsam. Er hatte eine lange Apachenlanze im vollen Jagen aufgerafft und schlug erbarungslos auf die Tiere ein.

Nun waren die ersten Zelte des Lagers erreicht, nun galoppierte er der Mitte der ausgedehnten Zeltstadt zu.

Ein Windstoß zerteilte die trüben Qualmschleier.

Und ... der blonde Trapper erblickte dort vor sich fünf in die Erde gerammte Pfähle, erblickte die daran festgebundenen Gefangenen und vor diesen den Großen Bär und den Fliegenden Pfeil, die offenbar die wehrlos Gefesselten, deren Wächter ebenfalls längst davongestürmt waren, mordeten wollten, da sie sie nicht mehr mitnehmen konnten.

Der Fliegende Pfeil sprang mit geschwungenem Tomahawk auf den früheren Gambusino zu.

Ein anderer Tomahawk war schneller.

Felsenherz hatte das Schlachtbeil aus dem Gürtel gerissen, schleuderte es vom Sattel aus.

Es beschrieb einem kurzen Bogen, vergrub sich dumpf krachend im Hinterkopf des Apachen.

Der Große Bär, das Messer in der Rechten, sah den Fliegenden Pfeil zusammenbrechen, schnellte herum, gewährte den Trapper, ließ das Messer fallen, hob die Büchse.

Keine zehn Schritte war Felsenherz entfernt. Und das gelbrote Licht der brennenden Erdölmengen umstrahlte ihn so hell, dass ein Fehlschuss unmöglich schien.

Der Große Bär wollte abdrücken.

Da - der Sattel des Rappen war plötzlich leer.

Aber weiter rasten die halb besinnungslosen Tiere auf den Oberhäuptling zu. Er musste zur Seite springen. Er

hatte wohl gesehen, dass der Trapper aus dem Sattel geglitten war, er fand keine Zeit mehr, nochmals anzulegen.

Felsenherz hatte sich am langen Schweif des Rappen festgehalten, schwang sich nun vollends zu Boden, tat noch zwei Sprünge, tauchte vor dem riesigen Apachen auf, schmetterte ihm die Faust unter das Kinn, gab ihm gleichzeitig mit der Linken einen Stoß gegen die Herzgrube.

Der Große Bär wankte, sank um.

Felsenherz war schon bei den Gefangenen, ließ sein Messer durch die Riemen gleiten, warf das Messer Sancho zu, hetzte nach links, um die fünf Pferde, die nun kehrt gemacht hatten, wieder einzufangen. Er bekam die Zügel des Rappen und zweier Vaquerogäule zu packen.

Sancho hatte indessen den Comanchen losgeschnitten, den der Trapper nun in den Sattel hob.

Zwei Mann musste jedes Pferd tragen. So sprengten sie der Hazienda zu, hinein in den schwarzen Qualm, den gerade jetzt der nach Süden herumgegangene Wind mehr und mehr lichtete.

\*\*\*

## Sechstes Kapitel

### *Der besiegte Feind*

Bald war die Luft völlig rein, bald hatte man das Tor der hohen Mauer erreicht.

»Sancho, Ihr sorgt für Chokariga!«, rief der Trapper und ließ den verwundeten Freund zu Boden gleiten. »Ihr anderen drei folgt mir. Wir müssen den Großen Bär haben, müssen die Flinten der Apachen auflesen, bevor die Rothäute

zur Besinnung kommen und zurückkehren!«

Die drei Vaqueros zauderten nicht, diesem Befehl zu gehorchen. Sie sahen sehr wohl ein, dass Felsenherz abermals das einzig Richtige beabsichtigte.

Sancho aber wurde schon nach wenigen Minuten durch das geöffnete Tor eingelassen. Andere Vaqueros eilten nun gleichfalls hinaus, halfen die Büchsen der Apachen aufzusammeln. Was sie nicht bergen konnten, zerschlugen sie.

Inzwischen aber hatte die Rothäute ein noch ärgeres Missgeschick getroffen. Die Mustangs waren in geschlossener Masse, scheu gemacht durch den Qualm, durchgebrochen, rasten über die Prärie dahin, zerstreuten sich allmählich.

So fand denn die aufgehende Sonne nur noch tote und schwer verwundete Apachen in der Nähe der Hazienda. Nur ein Lebender weilte als Gefangener innerhalb der Mauern: der Große Bär!

Nördlich der Hazienda brannte das gefüllte Erdölbecken weiter, schickte dicke Qualmwolken in die nun windstille Luft empor. Das in den See geflossene Petroleum war bereits aufgezehrt. Der See lag wieder still und düster da, bedeckt mit einer Schicht von Ruß, die ihm ein seltsames Aussehen gab.

Rauchgeschwärzt waren die einst weiß getünchten Mauern der Hazienda und ihrer Gebäude, schwarz und versengt waren Gras, Baum und Strauch auf weite Entfernung. In den Ställen der Hazienda waren acht Pferde und die beiden Rinder erstickt.

Was bedeutete das alles gegenüber der Tatsache, dass die Apachen nun kaum noch Schusswaffen besaßen, dass sie erst ihre Mustangs mühsam einfangen mussten und ihre



Anführer verloren hatten!

Zwei Stunden nach Sonnenaufgang trafen dann zur allgemeinen Freude wohlbehalten der Majordomo mit den beiden Wagen und den drei Vaqueros ein.

Mittags nahte, sehr demütig und bescheiden, eine Abordnung der Rothäute, bestehend aus den fünf ältesten Kriegerern, nachdem Felsenherz einen nur leicht vermundeten Apachen ausgeschickt hatte, damit dieser den anderen die Gefangennahme des Oberhäuptlings melde.

Chokariga, dessen Wunde nun fachgemäß verbunden worden war, empfing zusammen mit Felsenherz und Señor Alvaro diese fünf Unterhändler.

Die Apachen hatten bei dem Angriff auf die Hazienda gegen fünfzig Tote und Verwundete verloren und an hundertzwanzig Gewehre eingebüßt. Die Unterhändler wussten sehr gut, dass ein neuer Sturm gegen die Hazienda nun aussichtslos war und dass sie auf die Bedingungen, die Felsenherz ihnen stellte, eingehen mussten.

Diese Bedingungen für die Freilassung des Oberhäuptlings waren derart, dass Señor Alvaro vorläufig vor den Apachen sicher war. Der Große Bär hatte sich damit einverstanden erklärt, mit den Bleichgesichtern und Chokariga feierlich die Friedenspfeife zu rauchen und für mindestens ein halbes Jahr eine Waffenruhe zu vereinbaren, wenn die eingesammelten Gewehre den Kriegerern zurückgegeben würden. Dies sollte jedoch erst geschehen, nachdem die Hauptmasse der Apachen über den Rio Grande in ihre eigentlichen Jagdgebiete abgezogen war. Nur fünfzig sollten in der Nähe der Hazienda zurückbleiben.

So geschah es denn auch. Am dritten Tag nach jenem nächtlichen Angriff und dem ungeheuren Brand des Petro-

leumbeckens, das übrigens erst nach Wochen gelöscht werden konnte, durfte der Große Bär mit den fünf alten Kriegern die Hazienda verlassen. Als er als Letzter langsam davonritt, wandte er sich nochmals um und warf den vor dem Tor stehenden Weißen und dem Comanchen einen Blick wildesten Hasses zu. Insbesondere war es Sancho, der Indsmenfresser, auf dem die glühenden Augen des stolzen, so tief gedemütigten Apachen längere Zeit ruhten.

Sancho lachte hinter ihm her.

»Leicht begreiflich, dass er mich noch mehr hasst als Euch und Euren Freund Chokariga, Señor Felsenherz«, meinte der kleine, sehnige Sancho dann. »Das, was wir beide miteinander abzumachen haben, ahnt niemand! Ich rede nicht gern über meine Angelegenheiten. Aber Euch, Señor, will ich es gelegentlich erzählen. Vielleicht könnt Ihr mir einen Rat geben, vielleicht helft Ihr mir, das zu finden, was ... Doch davon ein anderes Mal!«

Eine Woche blieben Felsenherz und sein roter Bruder noch als Gäste bei Señor Alvaro. Chokarigas Wunde heilte rasch. Dann brachen die Freunde zusammen mit dem früheren Gambusino nach Norden auf.

Das, was sie von Sancho gehört hatten, erschien ihnen wert, aufs Genaueste nachgeprüft zu werden.